Leipziger Tageblatt und Handels-Zeitung

Amtsblatt des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig

Abend-Ausgabe

108. Jahrgang

Bezugspreise: für Leipzig und Vororte durch unsere Träger und Spediteure 2mal täglich ins Haus gebracht: monatlich 1.25 M., vierteljährlich 3.75 M. Bei der Geschäftsstelle, unsern Filialen und Ausgabestellen abgeholt: monatlich 1 M., vierteljährlich 3 M. Durch die Post: innerhalb Deutschlands und der deutschen Kolonien monatlich 1.50 M., vierteljährlich 4.50 M., ausschließlich Postbestellgeld. Das Leipziger Tageblatt erscheint werktags 2mal, Sonn- u. Feiertags 1mal. In Leipzig, den Nachbarorten und den Orten mit eigenen Filialen wird die Abendausgabe noch am Abend des Erscheinens ins Haus geliefert. Berliner Redaktion: In den Zelten 17. Fernsprech-Anschluß: Moabit Nr. 447.

Redaktion und Geschäftsstelle: Johannisgasse Nr. 8. • Fernsprech-Anschluß Nr. 14692, 14693 und 14694.

Anzeigenpreise: für Inserate aus Leipzig und Umgebung die 1spaltige Petitzeile 25 Pf., die Reklamezeile 1 M., von auswärts 30 Pf., Reklamen 1.20 M., kleine Anzeigen die Petitzeile nur 20 Pf. b. Wiederhol. Rab., Inserate von Behörden im amtlichen Teil die Petitzeile 30 Pf. Geschäftsanzeigen mit Platzvorschrift im Preise erhöht. Rabatt nach Tarif. Beilagen: Gesamtauf. 5 M. das Tausend ausschl. Postgebühr. Anzeigen-Annahme: Johannisgasse 8, bei sämtlichen Filialen des Leipziger Tageblattes und allen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes. Geschäftsstelle für Berlin u. die Pr. Brandenburg: Direktion Walter Fliegel, Berlin W. 10, Margarethenstraße 5. Fernsprech-Anschluß: Lützow 9971.

Nr. 124. Montag, den 9. März. 1914.

Das Wichtigste.

* In Genf kam es bei Aufführung eines chauvinistischen Theaterstückes zu deutschfeindlichen Kundgebungen. (S. Nachr. v. Tage.)

* Bei den spanischen Generalratswahlen ereigneten sich heftige Zusammenstöße. (S. Ausland.)

* Aus Bayern sowie aus dem Rheingebiet wird über Hochwasser berichtet. (S. Nachr. v. Tage.)

Der Nachfolger Kopp's und der deutsche Kurienkardinal.

Wie uns aus Rom berichtet wird, glaubt man im Vatikan nicht an eine Berufung des Prinzen Max von Sachsen auf den Breslauer Bischofssitz und noch weniger glaubt man an eine Berufung des Bischofs Schulte von Paderborn. Im Vatikan hat der Tod des Kardinals Kopp eine Nachprüfung des Standes der katholischen Sache in Deutschland veranlaßt, und schon deshalb ist eine rasche Erledigung der Frage der Nachfolgerschaft nicht zu erwarten. Die Fäden, die der verstorbene kluge Kirchenfürst so viele Jahre in den Händen hielt, sind gerissen, und es wird nicht leicht sein, sie wieder anzuknüpfen. Der Papst und seine Ratgeber sind verstimmt über das Verhalten des Zentrums im Gewerkschaftsstreit, insbesondere natürlich über die „Kölner Richtung", sie geben aber die Hoffnung nicht auf, daß durch ein neues Machtgebot, eine Ein- und Umkehr zu erzielen sein wird.

In den Verhandlungen wird das Jesuitengesetz eine bedeutende Rolle spielen. Das Zentrum braucht gerade jetzt eine Belebung des Parteinervs, und dazu eignet sich die Jesuitenfrage ganz außerordentlich. Hier bietet sich zwischen Vatikan und Zentrum eine bequeme Verbindungsbrücke, denn auch der Papst ist gewillt, die jetzige Gelegenheit zu benutzen, um, da ja doch mit Berlin hin und her verhandelt werden muß, auf die volle Beseitigung des Jesuitengesetzes zu dringen. Bischof Kopp hat, wie bekannt, diesen Streitgegenstand zur Seite zu rücken versucht. Er wollte sich aufs Abwarten verlegen, in der Voraussicht, daß über kurz oder lang im Reiche wie in Preußen Verhältnisse eintreten werden, die dem Zentrum die Erfüllung seiner Wünsche erleichtern. Er meinte, es sei nicht nötig, an dem Baume zu rütteln; die reife Frucht werde von selbst fallen.

Doch man hat in Rom noch einen besonderen Trumpf in der Hand. Der Kaiser hat wiederholt in Rom, und zwar schon vor Jahr und Tag den Wunsch aussprechen lassen, es möge ein deutscher Kurienkardinal ernannt werden. Im Kardinalskollegium besitzen die italienischen Kirchenfürsten von jeher die Mehrheit. Daran wird die Ernennung deutscher Kardinäle gar nichts ändern, und ganz ausgeschlossen ist etwa die Beeinflussung der Papstwahl. Immerhin: wenn man in Berlin auf den deutschen Kurienkardinal aus diesen oder jenen Gründen so großen Wert legt, wird man in Rom gern auf die Sache eingehen, aber — nicht ohne Gegenleistung. Und diese besteht eben in der Beseitigung des Jesuitengesetzes, wenn nicht gar noch weitere Forderungen nachkommen. Auch die Besetzung des Bischofssitzes in Posen spielt in diese Dinge hinein. Auf polnischer Seite denkt man nicht an irgendwelche Nachgiebigkeit. Man verlangt nach wie vor einen unzweideutigen „nationalen" Mann, einen Vertreter des Polentums, der über jeden Verdacht der Schwachmütigkeit erhaben ist. Um alles in der Welt keinen „Vermittler"! Die preußische Regierung ist darüber genau unterrichtet, und es mag sein, daß sie sich von einer Verstärkung des deutschen Einflusses im Kardinalskollegium eine gute Wendung in ihrem Sinne verspricht. Aber was ein Kopp nicht erreichte, wird schwerlich irgendein anderer fertig bringen. Es ist und bleibt so: die italienischen Kleriker, die nun einmal den Ausschlag geben, sehen in dem deutschen Kaisertum die protestantische Vormacht. Deutsche Kardinäle, sie mögen heißen, wie sie wollen, werden immer ihr Mißtrauen erregen, oder sie müssen Beweise einer Gesinnung geben, die sie in ihren Augen rechtfertigt. Tun sie das aber — wie könnten sie dem Reiche wirklich die guten Dienste tun, die man in Berlin erwartet! Hier gilt das Wort: man kann nicht zwei Herren dienen, und war Kardinal Kopp eine Ausnahme, so waren doch auch ihm Schranken gesetzt. Das wußte niemand besser als er selbst. Es wäre nach alledem gut, wenn man sich in Berlin keinen Täuschungen hingäbe.

Belgien als militärischer Pufferstaat.

Von hervorragender militärischer Seite wird uns aus dem Nordwesten des Reiches geschrieben:

„Bei den wohl nicht ohne französische Einwirkung und nicht ohne ein gewisses, leicht hervortretendes Mißtrauen gegen Deutschland gefaßten Entschlüssen zu einer wesentlichen Verstärkung der Wehrkraft Belgiens hat man dort augenscheinlich etwas zu große Augen gemacht. In dem vollen neuen Rahmen wird das belgische Heer erst nach einer Reihe von Jahren mobil machen können. Ursprünglich rechnete man mit 35 000 Mann Einstellung jährlich; 1913 kam man auf kaum über 30 000; für 1914 beschloß man die Einstellung von 33 000 Mann. Nach planmäßiger, ursprünglich erhoffter Einstellung würde man bei dreizehn Jahrgängen auf rund 455 000 Mann — mit 28 Proz. Abgang = 127 400 Mann — kommen, insgesamt also 327 600, an Freiwilligen 12 400, im ganzen eine Kriegsstärke von 340 000 Mann haben, von denen 150 000 auf das Feldheer, der Rest auf Besatzungsheer und Hilfsdienste entfielen. Die heutigen Fehlstellen an Mannschaften zwingen, einschließlich der Kaders, die Friedensstärke der Kompagnien auf 116 Köpfe, gegen eine geplante Kriegsstärke von 200 Mann, zu halten. Dabei soll das Friedens-Infanterieregiment a) das aktive Regiment der gemischten Brigade, b) das Regiment „bis" (beide zusammen die Feldtruppen mit den jüngsten 6 Aushebungsjahrgängen bildend), c) das Regiment „ter" für Besatzungszwecke, mit der Reserve entnommenen Kaders, aufstellen. Die aktive Kompagnie, die sich im Kriege verdoppelt, hat im Frieden einen ersten und einen zweiten Hauptmann und vier Leutnants. Mangel an Vollzähligkeit der Mannschaften machte, nach offiziellen belgischen Angaben, für die Zeit vom 15. 12. 13 bis 15. 12. 14 die Bestimmung notwendig, daß die Bataillone des aktiven Regiments der Brigade bei der Mobilmachung mit den bestehenden Kompagnien und den Jahrgängen 1909, 11 und 13, die des Regiments „bis" aus neugebildeten Kompagnien mit den Jahrgängen 1907, 08, 10 und 12, Jahrgang 1906 als Reserve dienen soll, die Bataillone des Regiments „ter" entstehen sollen aus den Jahrgängen 1901—05, und die Jahresklassen 1899 und 1900 die Ersatzformationen aufstellen. Nach der „Belgique militaire" vom 18. 1. 14 kommt eine mobile Kompagnie auf nicht mehr als 155 bis 170 Mann. Vom 1. April ab haben die Batterien vier Geschütze. Dann hat man pro gemischte Brigade drei Batterien, während die Divisions-Artillerie-Regimenter planmäßig eine Abteilung Flachbahn-Kanonen, zwei solche leichter Feldhaubitzen (eine davon drei reitende Batterien umfassen sollend) zunächst nur auf eine Abteilung kommen und leichtes Feldhaubitzmaterial heute so gut wie noch gar nicht vertreten ist.

Von den Besatzungstruppen und einer Kavallerie-Division von sechs Regimentern mit je vier Eskadrons, drei reitenden Batterien, fünf Radfahrerkompagnien, einer radfahrenden Pionier-Kompagnie abgesehen, soll die Feldarmee nach vollendeter Neugliederung am 15. 12. 1917 bestehen aus: Sechs Divisionen, je zusammengesetzt aus drei bis vier gemischten Brigaden, jede davon bestehend aus zwei Infanterie-Regimentern aktiven und „bis" Standes mit drei Batterien, je einer Maschinengewehr-Kompagnie, einem Zug Gendarmerie, dazu aus einem Regiment Feldartillerie, einem Kavallerie-Regiment, zwei Kompagnien Genie, sechs Train-Kompagnien. In Wirklichkeit fehlt, wie oben angegeben, an diesen Stärken noch sehr viel. Die 3. und 4. Division, Lüttich und Namur, jede zu vier gemischten Brigaden, deren Führer und Kommandanten der großen Festungen Lüttich und Namur sind, haben ihre 4. gemischte Brigade als Kern der Besatzungstruppen abzugeben; der Rest der Division kann aber, wenn die Festungen armiert sind und die Umstände es zulassen, ins Feld nachrücken. Die Divisions-Kavallerie kann bei Unterstellung unter denselben Befehlshaber zu Brigaden, möglicherweise auch Divisionen, unter Zufügung von reitender Artillerie, vereinigt werden. Um das noch Fehlende — außer Mannschaften, zwei Drittel der Abteilungen der Divisions-Artillerie — zu nennen, sei vermerkt, daß die 2. Division überhaupt noch kein Kavallerie-Regiment hat, die nach dem Gesetz vom 30. 8. 13 möglichst bald zu ernennenden 105 Generale und Stabsoffiziere, 735 Subalternoffiziere und 120 „Gleichgestellte" bei weitem noch nicht erreicht sind.

Das Heer des von Frankreich so zur Beschleunigung veranlaßten „Pufferstaates Belgien" stellt also in seiner befohlenen Neuglie-

Das Drama des Knut Hamsum.

Unser Berliner Schauspielreferent schreibt:

Wer bei Knut Hamsum in den Kammerspielen war, der war sozusagen nicht im Theater. Längst ist das „Theater" im Theater der Feinschmecker verpönt. Doch mit Knut Hamsums Schauspiel „Livet ivold" (ganz irreführend ins Deutsche übersetzt: „Vom Teufel geholt") ist das noch was anderes. Als ob einer das Gesetz der Schwere aufgehoben hätte, sind hier die dramatischen Naturgesetze ignoriert. Nicht aus effekthaschendem Eigensinn, nein, aus Bedürfnis. Die Vielfältigkeiten des Stückes werden kaum nacheinander, werden nebeneinander entwickelt. Die dramatische, die tragische Macht, die da waltet, ist in keiner der handelnden Personen hauptsächlich verkörpert, steht unkörperlich über allen: das Leben mit seinen unaufhaltsamen Verwandlungen. Und von dem überaus natürlichen Dialog sagt zutreffend Karl Morburger, der ein übler Sprachmeister und Uebersetzer und doch ein feiner Kopf ist: „Man muß scharf aufhorchen, um diese Fülle seelischen Lebens, das unausgesprochen zur Geltung kommt, herauszuhören, aber hat man Hamsums Sprache zu hören gelernt, dann wird man fast verwirrt von diesem Choral der Untertöne." Und verwirrt auch von dem Reichtum psychischer Reize, Beobachtungen, Wahrheiten, unscheinbarer und doch bedeutsamer Ereignisse. Zuschauer, die sich aus der Verwirrtheit nicht zurechtfinden, werden ärgerlich. Man könnte vielleicht sagen: sie verstehen den Dichter nicht. Jedenfalls behalten sie das bezahlte Recht, unbewegt zu schweigen oder auch den Beifall der Ergriffenen abzulehnen. Man kann kaum widersprechen, wenn sie (die vom „Theater" emanzipiert zu sein glaubten!) sagen: „Ein schlechtes Stück." Denn nach Brauch und Herkommen genügt Knut Hamsums Schauspiel nicht.

Im Mittelpunkte steht Frau Julianne Gihle. Doch die Hauptperson ist sie nicht. Im Gegenteil! Das gerade ist das Tragische dieser Frau zwischen zwei Altern, die verzweifelt um die Rechte der Jugend und der Liebe kämpft, daß sie vom üppigen Gastmahl weggedrängt, in die Ecke geschoben, zur Nebenperson gemacht wird. Wer tut es ihr? Niemand. Es geschieht. Es wird erlebt mit derselben Gewißheit, mit der im Frühherbst die Blätter zu fallen beginnen. Sie wird „vom Leben geholt" — wie der Originaltitel des Dramas lautet. Der Uebersetzer hat für das „Leben" den „Teufel" eingestellt. Das ist deutlicher, und auch wieder unklarer. Es deutet auf einen gewissen Höllenanspruch, auf diabolische Sünden der Frau hin. Doch der Teufel Leben wartet der Gerechten wie der Ungerechten. Frau Julianne hat wenig seelische Ressourcen für die beschaulichen Wintertage. Ihr Element ist der Zelt eines rauschfrohen Künstlerliebeslebens. Sie stieg vom Brettl und sie heiratete einen Mummelgreis, der als Urphilister schon in jungen Jahren verschimmelt gewesen war. Jetzt wird sie von ihrem letzten Liebhaber verlassen, und kein neuer bleibt im Fangnetz. Die Art, wie Herr Alexander Blumenschön, ein miserabler Egoist, sich von ihr löst, ist namenlos roh. Sein Mißwert läßt an dem heruntergekommenen Weibe Züge einer vornehmeren Natur erkennen. Solche Brutalität ist gewiß in der Wirklichkeit zu finden. Und wenn der Dichter auch einen anständigeren Mann und gelindere Formen gewählt hätte: das Leben selbst bliebe doch immer das Brutalste — und eben diese Brutalität sollte symbolisiert werden.

Das Wesentliche des Dramas ist die Jugend. Ein kraftstrotzender Amerikaner und ein süßes, blondes Norwegermädchen sind die Jugend. Sie gehen am Alter, das ihnen den Platz an der Sonne nicht gönnen will, zugrunde. Dieser Kampf zwischen den Jahreszeiten der Menschheit, tragisch nach zwei Seiten, ist ein hauptsächliches Leitmotiv auch in den epischen Meisterwerken Knut Hamsums. Noch andere Gestalten drängen heran. Man könnte sie Episodenfiguren nennen, wenn nicht jede eine Hauptbedeutung für sich hätte. Der Musikus, der von Stufe zu Stufe sank, der Leutnant, dem der Alkohol den Verstand, doch nicht einen Rest von Menschenwürde verbrannt hat, so daß er sich wenigstens redlich erschießen kann: sie sind Spukgestalten einer Groteske, die sich von anderen Grotesken dadurch unterscheidet, daß sie das Leben ziemlich unverzerrt gibt. Allerdings nur eine Seite des Lebens, nur die Seite, die der Pessimist Knut Hamsum sieht.

Ein Stück ohne Helden und Heldin mit sieben Hauptrollen. Es forderte und fand in den Kammerspielen sieben Meisterspieler. Und einen achten Künstler über den sieben: den Regisseur Max Reinhardt. Wie Gertrud Eysoldt die animalische Begehrlichkeit gibt, weiß man. Doch diesmal war da noch etwas anderes: ein kitschiges Wesen, dargestellt von hoher Kunst, eine halb lächerliche, halb traurige Lebensgier, banale Wut und aus dem Morast wie Nebel aufsteigendes weicheres Gefühl. Rudolf Schildkraut (der Amerikaner): prall von jauchzender, reifer und kindlicher Mannhaftigkeit. Johanna Terwin: ein Bild des Maiengartens. Glorreich die tragikomische Irias: Viktor Arnold, der einfältige Greis, den der Dichter einem schonungslosen Hohn aussetzte; Alexander Moissi, der Nachtmusikant, eine irisierende Gestalt, als hätte E. T. A. Hoffmann sie schweißbedeckt getränmt; und Paul Biensfeldt, der törichte Leutnant, der Selbstmörder. Alfred Abel bringt niederträchtige Worte so kalt wie kaum einer; seinem Ehrenmann Blumenschön fehlte nur ein Tropfen Blut.

Hermann Kienzl.

Kunst und Wissenschaft.

* **Als Preisaufgabe für die Paul J. Möbius-Stiftung** war für das Jahr 1913 das Thema zur Bearbeitung gestellt: „Die Erfolge der operativen Behandlung beim Morbus Basedowii." Als Preisrichter fungierten die Herren Prof. Dr. Bruns-Hannover, Geheimrat Lehmann-Döjen (bei Leipzig) und Prof. Strümpell-Leipzig. Unter sechs eingegangenen Bewerbungen erhielten den Preis zu gleichen Teilen die Herren Dr. Bruno Glaserfeld in Berlin und Sanitätsrat Dr. O. Klinke in Lublinitz-O.-S. Außerdem wurde Herrn Dr. Schadelbauer in Gossensaß eine ehrenvolle Erwähnung für seine Arbeit zuerkannt.

* **Strindbergs „Ostern" im Königlichen Schauspielhaus zu Dresden.** In seinem Passionsspiel „Ostern" verkündet Strindberg das Evangelium vom Leiden, von der Demut und Liebe. Eine Familie, deren Oberhaupt Mündelgelder unterschlagen hat und darum ins Gefängnis gekommen ist, lernt in ihrem Unglück das Kreuz tragen, und erst dann ist alles Leiden vollbracht und bricht der Auferstehungstag an, da sie in Demut ihr Unglück auf sich nehmen, nicht mehr hochmütig gegen die Menschen sind und den Nächsten nicht mehr richten. Diese tief-innerliche Seelenhandlung, bei der die Fabel so ganz zurücktritt vor den inneren Geschehnissen, ist von starker, religiöser Sehnsucht erfüllt, und Haydns Musik, welche jedem Akt vorausgeht, steigert die Stimmung zur höchsten Andacht. — Die darstellerischen Leistungen waren hervorragend und hielten sich alle auf gleicher Höhe. Jenny Schaffer als Eleonore war von einer bezaubernden kindlichen Weichheit und Zartheit, neben köstlichster Naivität stand zuweilen weltferne, religiöse Verzückung, neben kindlicher Angst und quälenden Kämpfen die höchste christliche Demut und friedvolle Ergebung. Emil Lindner verkörperte den komplizierten Charakter des Elis und gab der Gestalt das Schwankende, Zerrissene und Zermarterte, wobei er manchmal allerdings zu stark in seinem Spiel auftrug. Klara Salbach war zuerst die unruhige, sich selbst täuschende Mutter, bis sie zuletzt sich zur Wahrheit und Ergebung durchringt. Und zu diesen weichen, schwachen Menschen bildete Wahlbergs Lindquist einen kräftigen Gegensatz. Die Aufführung erzeugte eine tiefe Wirkung und fand am Ende starken Beifall. Allerdings würde das Werk an einem kleinen Kammerspiel-Theater noch einen viel tieferen Eindruck hervorrufen, da hier im Schauspielhaus der Raum zu groß ist für die Darstellung so feiner, innerer Seelenvorgänge, und infolgedessen auch der meist gedämpfte Dialog recht schwer verständlich war.

Dr. F. Adler.

* **Vom Deutschen Künstlertheater in Berlin.** Gestern fand eine Versammlung der Sozietäre und Anteileigner des Deutschen Künstlertheaters statt. In dieser Versammlung wurde eingehend Bericht über die Geschäftslage des Theaters erstattet. Bei dieser Gelegenheit wurde einstimmig festgestellt, daß die in der letzten Zeit über das Theater verbreiteten ungünstigen Berichte unzutreffend sind.

* **Riedel-Verein zu Leipzig.** Am Bußtage abends ½8 Uhr wird der Riedel-Verein in der Thomaskirche die Graner Messe von Liszt, sowie Bruckners 150. Psalm zur Aufführung bringen. Diese beiden Meister sind von größter Bedeutung für den Fortschritt der geistlichen Musik im 19. Jahrhundert gewesen, für beide war Beethovens Missa solemnis der Ausgangspunkt; beide haben in individueller Weise mit genialem Blick die Zukunftskeime der religiösen Kunst Beethovens erkannt und weiterentwickelt. Der Riedel-Verein ist stets für die geistlichen Werke Liszts (die Graner Messe wurde bereits 1869 in Leipzig aufgeführt!) und Bruckners mit zielbewußter Energie eingetreten und Leipzig ist der einzige Ort in Deutschland, wo man diese Werke wirklich gründlich kennen lernen kann. Daß diese echte, reine Kunst gerade heute, da das öffentliche Musikleben immer äußerlicher und sensationell zu werden beginnt, am besten geeignet ist, wieder zu einer Vergeistigung und Verinnerlichung des künstlerischen Genießens zu führen, ist zweifellos. — Solistisch wirken in diesem Konzert mit: Frau Cahnbley-Hinken und Fräulein Negrini, sowie die Herren Dornay und Dr. Wolfgang Rosenthal. Die öffentliche Hauptprobe findet Dienstag ½8 Uhr in der Thomaskirche statt.

* **Zur Herkunft des albanischen Wortes Mbret** wird uns von sachmännischer Seite folgendes mitgeteilt: Den Prinzen von Wied bezeichneten die Blätter teils als Fürsten von Albanien, teils als den König des Landes. Ist er aber dessen Mbret, so ist er schließlich noch mehr als König, nämlich sogar dessen Kaiser. Denn die Etymologie des Wortes Mbret führt auf nichts Geringeres, als auf das lateinische Wort Imperator. Manchem mag es sonderbar erscheinen, wie man aus Imperator zu Mbret gelangen kann. Wenn man sich aber vergegenwärtigt, in welcher unverfrorenen Weise die Albanier lateinische oder überhaupt romanische Wörter zusammenziehen, so kann man an die Verwandlung von Imperator zu Mbret schon glauben. Beispielsweise machen sie aus lat. babulus „Bauer" bulk, aus lat. excito ein tsohoi, lat. honoro ein nderoi, lat. altero ein nderoi, lat expedito ein pesohtoi, lat. potestas ein pushtet lat. medius ein mjok und dergl. mehr. „Furchtbar schwer" sei das Wort Mbret auszusprechen, bekommt man wohl dann und wann zu hören; aber das stimmt nicht, denn dasselbe Individuum, das hierin eine entsetzliche Schwierigkeit erblickt, beginnt in der nächsten Minute vielleicht einem Satz flott mit mbr (wenigstens wenn er gut sächsisch redet). „Mbruder kammer klohm!" sagte neulich mein Nachbar in der Elektrischen zu seinem Gegenüber. „Ja, dem Bruder kann man glauben", bestätigte der Andere.